

Kölner Arbeitspapiere zur Ethnologie
No. 3

Cologne Working Papers in
Cultural and Social Anthropology No. 3



Arbeitspapier / Working paper No. 3 (März 2009)

Martin Böke

**„Wir schaffen das schon“ -
Biographische Skizzen finnischer
Migrantinnen**

Köln / Cologne 2009
ISSN 1864-7766



Editor INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE, UNIVERSITÄT ZU KÖLN
DEPARTMENT OF CULTURAL AND SOCIAL ANTHROPOLOGY, UNIVERSITY OF COLOGNE

Editorial Board Martin Rössler, Michael Bollig, Julia Pauli, Michaela Haug, Monika Böck

Address Albertus Magnus Platz
D 50923 Köln

Phone 0049 (0) 221/470 – 2274

Fax 0049 (0) 221/470 – 5117

Email ethnologie@uni-koeln.de

URL <http://www.ethnologie.uni-koeln.de/publikationen/kae/>

Copyright 2009, Martin Böke

„Wir schaffen das schon“ – Biographische Skizzen finnischer Migrantinnen

Martin Böke

Abstract

Die Hintergründe von Migrationsentscheidungen bleiben in manchen Forschungsansätzen oft unerwähnt. Noch seltener wird analysiert, wie und warum Menschen migrieren, die scheinbar oder tatsächlich nicht den „typischen“ Migrationsgruppen angehören. Dieser Artikel möchte zeigen, welche Erfahrungen finnische Migrantinnen mit ihrer Übersiedlung nach Deutschland machten und wie sich ihr Leben in Deutschland bis heute darstellt. Die Informantinnen berichten dabei von Identitätsproblemen, einer nach wie vor engen Verbindung nach Finnland und dem für sie seltsamen Gefühl, nicht als Ausländerinnen wahrgenommen zu werden, es aber de facto zu sein und dies bisweilen auch zu fühlen.

Keywords

Migration, Transnationalität, Finnland
migration, transnationality, Finland

Einleitung

Migration ist in der deutschen Öffentlichkeit ein häufig diskutiertes Thema. Vielfach damit verknüpfte Schlagwörter, leider häufig mit negativer oder zumindest skeptischer Konnotation, sind im öffentlichen Diskurs zu hören, mit dem Stichwort „Integration“ werden Wahlkämpfe geführt und der Bau einer Moschee in Köln schlägt hohe Wellen. Forschungsverbünde und verschiedenste Netzwerke sowie schulische Lehrpläne und Abschlussarbeiten versuchen, Aufklärungsarbeit zu leisten, „ethnisches Essen“ und Geschäfte mit den verschiedensten Warenangeboten aller möglichen Erdteile sind gängiges Bild in deutschen Städten (Hillmann 2008). Gleichzeitig haben deutsche Politiker oftmals verneint, das Deutschland ein Einwanderungsland sei, obwohl mittlerweile mehr als acht Millionen Einwanderinnen und Einwanderer in Deutschland leben (Melotti 2006).

Während also das Schlagwort Migration breite Öffentlichkeit erfährt, erfahren wir jedoch nur sehr selten etwas über die Hintergründe der Migration, über die Einstellungen, Wünsche und Befürchtungen der Menschen, die in ein neues Land aufgebrochen sind. Vielfach handelt es sich dabei mehr um Klischees, die der tatsächlichen, individuellen Entscheidung zu migrieren, nicht im Geringsten gerecht werden. Und noch viel seltener erfahren wir etwas über Angehörige jener Gruppen, die in der Öffentlichkeit nicht direkt mit dem Thema Migration in Verbindung gebracht werden. Dieser Artikel möchte dem Rechnung tragen und an Hand dreier „Migrationsbiographien“ von finnischen Migrantinnen darstellen, wie diese Menschen selbst ihren Migrationsweg und ihre aktuelle Lebenssituation in Deutschland beschreiben.

Vorbemerkungen zur Methodik

Dem Thema Migration widmen sich die unterschiedlichsten Fachgebiete, von der Demographie und Ökonomie über die Geschichtswissenschaft und die Geographie hin zur Soziologie und Ethnologie wird dieses Phänomen bearbeitet. Ein ethnologischer Ansatz liegt dabei eher auf einem Mikro-Level.

Ethnologische Fragestellungen gehen über das Wer, Wann, Woher und Wohin hinaus und fragen daneben nach den Einstellungen der Personen zu ihrer Heimat und ihrem neuen Wohnsitz, nach der Erfahrung, eine Migrantin bzw. ein Migrant zu sein und was dieser Status für ihr Leben ausmacht (Brettell & Hollifield 2000). In der ethnologischen Migrationsforschung sollen die Migrantinnen und Migranten selbst zu Wort kommen, denn im öffentlichen Diskurs ist dies nur selten der Fall.

Mit dieser subjektiven Sichtweise soll der allzu häufig mit Zahlen und Statistiken geführten Diskussion eine menschliche, subjektive Perspektive zur Seite gestellt werden. Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, dass die Erinnerung an die Vergangenheit keine absolute Größe darstellt. Sie ist eine Konstruktion aus der Gegenwart, gespiegelt an den Erwartungen des Gesprächspartners (Peacock & Holland 1993). Die Informantinnen „interpretieren ihre Vergangenheit aus dem Licht ihrer jeweiligen Gegenwart heraus“ (Röttger-Rössler & Hermann 2003).

Weiterhin ist zu bedenken, dass der so produzierte Text ein „kooperatives Produkt“ (Paul 1999) zweier Personen ist. Im vorliegenden Fall waren der Autor mit seiner auf eigener Vorarbeit und Recherche gründenden Auswahl an Fragen, seinem Gesprächsstil und weiteren Aspekten seiner Persönlichkeit sowie mit seinem Auftreten als Fragender, aber natürlich auch und vor allem die jeweilige Informantin mit Ihrer Persönlichkeit und ihrer Auswahl von Antwortmöglichkeiten, basierend darauf, was ihrer Meinung nach für den Fragenden von Interesse sein könnte und wie viel sie selber von sich und ihrem Leben preisgeben möchte, involviert (vgl. Schlehe 2008). Für die Informantinnen bietet sich so die Möglichkeit, selbst Einfluss auszuüben. Das Individuum entscheidet selbst, welche Ereignisse der Vergangenheit, welche Zustände in der Gegenwart, welche Begegnungen mit Menschen usw. es als wichtig und maßgeblich, oder unwichtig und zu vernachlässigen dargestellt sehen möchte (Spülbeck 1997). Daher ist ein biographischer Ansatz eine Möglichkeit, die subjektive Seite der Migrationsbewältigung zu untersuchen, auch insofern, als die „biographische Auseinandersetzung mit der Migrationswirklichkeit selbst ein Teil der Lebensbewältigung im Migrationsland ist“ und somit eine Art „autobiographische Selbstbehauptung“ darstellt (Wolbert 1984). Gleichzeitig bietet das Interview, in der klassischen ethnologischen Methode der teilnehmenden Beobachtung ein als „vielleicht den Alltag störendes Erhebungsverfahren“ (Wolbert 1995) angesehen, für die Migrationsforschung nicht nur Zugriff auf Informationen, die der Forscher oder die Forscherin durch fehlende Anwesenheit nicht selber sammeln konnte, sondern durch den biographischen Charakter können diese Informationen ein Stück weit ergänzt werden um die Einsicht in Bedeutungen. Ziel ist es, durch die Untersuchung biographischen Erzählens im Kontext der ethnologischen Migrationsforschung sowohl Ereignisse als auch die für den Informanten bzw. die Informantin dahinter stehende Bedeutung, soweit diese preisgegeben wird, festzuhalten (ebd.).

Entstanden sind die hier verwendeten Interviews im Sommer und Herbst 2006. Im Rahmen eines Hauptseminars¹ im Fach Ethnologie, welches sich mit Migrantinnen und Migranten in Deutschland befasste, nahm der Autor Kontakt zur Deutsch-Finnischen Gesellschaft Köln e.V. auf. Nach einigen informellen Kontakten, die der allgemeinen Einarbeitung und der organisatorischen Vorbereitung der Interviews dienten, wurden die Informantinnen in semistrukturierten Interviews auf Grundlage

¹ „Zahlen ein Gesicht geben – Forschungsseminar: Biographien ethnischer Minderheiten in Köln“ bei Prof. Dr. Erwin Orywal (Universität zu Köln).

eines an die ausgesuchte Gruppe angepassten, im Seminar erarbeiteten Leitfragebogens, befragt. Diese Form der Datenerhebung ergab sich zunächst aus Vorgaben des Seminars. Bereits im Vorfeld und vor allem auch im Verlauf der Interviews wurde allerdings klar, dass sich ein strenges Abarbeiten des Fragebogens nicht anbietet und innerhalb gewisser thematisch abgegrenzter Fragenblöcke entwickelten sich die Befragungen zunehmend freier. Zudem wurde auf den „physischen“ Fragebogen während der Interviews verzichtet, um eine Gesprächssituation nicht schon von vorneherein mit blättern im Fragebogen und fehlendem Blickkontakt bzw. mangelnder Aufmerksamkeit zu belasten. Dennoch blieb auf Grund der angestrebten Vergleichbarkeit der Interviews die Grundstruktur derselben erhalten. Die Interviews wurden auf Deutsch geführt und an einem von den Informantinnen ausgewählten Ort (zweimal in Privaträumen, einmal im Büro einer Informantin) aufgenommen.

Finnische Migration

Wie Tabelle 1 zeigt, bilden finnische Migrantinnen und Migranten eine sehr kleine Gruppe in Deutschland. Im Dezember 2006 stellten diese ca. 0,19% am Gesamtanteil der Ausländerinnen und Ausländer, in absoluten Zahlen umfasste die Gruppe 13.175 Menschen (7. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland 2007).

Staatsangehörigkeit	Ausländer im Bundesgebiet			
	insgesamt	männlich	weiblich	%
Ausländer insgesamt	6.751.002	3.478.426	3.272.576	100,0
1. Türkei	1.738.831	920.861	817.970	25,8
2. Italien	534.657	315.432	219.255	7,9
3. Polen	361.696	175.275	186.421	5,4
4. Griechenland	303.761	165.761	138.602	4,5
5. Serbien und Montenegro	282.067	147.706	134.361	4,2
6. Kroatien	227.510	111.826	115.684	3,4
7. Russische Föderation	187.514	75.327	112.187	2,8
8. Österreich	175.653	93.182	82.471	2,6
9. Bosnien und Herzegowina	157.094	81.222	75.872	2,3
10. Ukraine	128.950	50.556	78.394	1,9
11. Niederlande	123.466	67.637	55.829	1,8
12. Portugal	115.028	62.603	52.425	1,7
13. Spanien	106.819	53.343	53.476	1,6
14. Frankreich	104.085	48.090	55.995	1,5
15. USA	99.265	56.639	42.626	1,5
16. GB	96.507	58.433	38.074	1,4
17. Vietnam	83.076	40.830	42.246	1,2
18. China	75.733	39.710	36.023	1,1
19. Irak	73.561	46.524	27.037	1,1
... Finnland	13.175	3.837	9.338	0.19

Tabelle 1: Ausländerinnen und Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland nach den häufigsten Staatsangehörigkeiten und Geschlecht am 31. Dezember 2006

(modifiziert nach: 7. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland 2007)

Wie später noch besprochen wird, fühlen sich die befragten Informantinnen in einer ganz besonderen Rolle verhaftet. Obwohl sie sich als Migrantinnen wahrnehmen, sehen sie selber auch Unterschiede zur Situation „typischer“ Migrantinnen und Migranten, die sie selbst z.B. in der türkisch-stämmigen Gruppe sehen.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts haben ca. 1,3 Millionen Finninnen und Finnen ihr Land verlassen. Neben strukturellen Problemen der Wirtschaft wird hier ein Grund im traditionellen Erbrecht gesehen, dass dem ältesten Sohn das gesamte Erbe zusprach und somit dazu führte, dass jüngeren Geschwistern nicht selten das Auswandern als beste Alternative erschien (Taskinen 2005). Während vor dem Zweiten Weltkrieg eher Nordamerika als Ziel gewählt wurde, verschob sich dies in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Gunsten Europas mit einem Höhepunkt der Auswanderungswelle in den Jahren 1969 und 1970, wobei mehrheitlich Schweden als Zielland gewählt wurde (Koivukangas 2003). Strukturell erfüllte Finnland nach dem Zweiten Weltkrieg Voraussetzungen für ein Auswanderungsland, es war agrarisch geprägt, hatte ein niedriges Einkommenslevel und einen im europäischen Vergleich niedrigen Lebensstandard (Rahikainen 2007).

Bereits seit den frühen 1950er Jahren bildet Köln eine wichtige Basis für finnischstämmige Menschen. Schon im Jahre 1951 gründete sich die Deutsch-Finnische-Gesellschaft Köln e.V., damals noch unter dem Namen Finnland-Institut, und 1967 wurde eine Städtepartnerschaft zwischen den Städten Köln und Turku etabliert (www.dfg-koeln.de). Während Deutschland gesamt gesehen eher Anlaufpunkt für Migranten war und ist (Wanner 2002), stellt sich dies für finnischstämmige Menschen anders dar. So lebten 2006 mehr als doppelt so viele finnischstämmige Frauen wie Männer in Deutschland (7. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland 2007, s. Tab. 1). Um diesem Faktor Rechnung zu tragen und die hohe Repräsentanz an Frauen in der finnischen Community zu berücksichtigen, wurden ausschließlich Interviews mit Frauen für diesen Artikel verwendet. Die Gründe für den hohen Anteil an weiblichen Migrierenden zu erforschen ist ein Thema für die Zukunft, die Informantinnen selbst vermuteten, dass ein Gemisch von Gründen dafür verantwortlich sei. So hätten in Finnland schon seit Jahrzehnten mehr Studentinnen als zum Beispiel in Deutschland studiert und dabei häufig Fremdsprachen und damit auch Deutsch gewählt. Viele finnische Bekannte der Informantinnen seien dann nach ihren Praxisaufenthalten in Deutschland geblieben, da sie hier häufig Familien gegründet haben. Dies kann aber sicher keine umfassende Antwort sein, sondern bestenfalls eine Annäherung. Allerdings deckt sich diese Einschätzung mit Analysen Korkiasaaris und Söderlings, die im Gegensatz zur eher männlich dominierten Auswanderungswelle nach Schweden für die Wellen in andere europäische Länder eine weibliche Mehrheit ausmachen konnten. Auch sie gehen von Hochzeiten zwischen finnischen Frauen und deutschen Männern als Hauptgrund für diese Tatsache aus (Korkiasaari & Söderling 1998; Taskinen 2005).

Insgesamt ist zu bemerken, dass die Literaturdecke bezüglich der finnischen Migration in andere europäische Länder vergleichsweise dünn ist. Olavi Koivukangas bemerkt dazu:

„For years I have been telling in Finland that we should study how the Finnish emigrants settled and integrated in other parts of the world.“ (Koivukangas 2005)

Tatsächlich ist aber in dieser Hinsicht nicht viel geforscht worden. Zur Situation finnischer Migrantinnen und Migranten in Deutschland ist beinahe nichts publiziert worden, bestenfalls verstreut in einigen allgemeineren Publikationen sind hierzu Informationen zu finden.

Als eine der wenigen Forscherinnen hat sich Sirkku Wilkman dieser Sache angenommen. Ihre Studie beschäftigt sich jedoch vor allen Dingen mit ganz rezenten Migrationsprozessen. Für

Migrationen von Finnland nach Deutschland (wobei sie für die Migration einen Mindestaufenthalt von einem Jahr im Ausland voraussetzt) seit dem Jahr 2000 stellt sie fest, dass mehr als 50% der Befragten den Komplex Arbeit als Grund nannten, dabei häufig auf bessere Löhne und niedrigere Steuern in Deutschland hinwiesen. Knapp 17% gaben familiäre Gründe an, entweder siedelten sie zu Familienmitgliedern in Deutschland über oder heirateten eine deutsche Partnerin bzw. einen deutschen Partner. Jeweils gut 5% gaben als Gründe an, sie wollten neue kulturelle Erfahrungen machen bzw. ein „Abenteuer“ erleben (Wilkman 2005; Di Toro Mammarella 2008). Auch wenn dies die Motivationen von Migrantinnen und Migranten des dritten Jahrtausends sind, decken sie sich doch weitestgehend mit jenen Gründen, die wir im Folgenden erfahren werden.

Die folgenden „Migrationsbiographien“ wurden geführt mit Migrantinnen², die zum Zeitpunkt der Untersuchung in Köln und der näheren Umgebung lebten.

Mia Miettinen: „Bin ich jetzt Finnin oder bin ich nicht doch mehr Deutsche?“

Mia Miettinen ist 43 Jahre alt, verheiratet mit einem Deutschen und hat einen Sohn. Sie hat einen finnischen Pass, kommt aus einer Stadt in der Region Häme in Südfinnland und ist als kleines Kind 1966 ihren Eltern nach Deutschland gefolgt, die bereits 1962 nach Deutschland gingen. In der Anfangsphase war die Familie kurzzeitig immer mal wieder nach Finnland zurückgekehrt. Sie ist evangelisch-lutherisch und ist auch aktives Mitglied in der Finnischen Kirchengemeinde in Köln. Auf die Frage nach weiteren Identitäten in regionaler oder ethnischer Hinsicht antwortet sie lachend, sie sei Kölnerin.

Ihr Herkunftsort in Finnland sei eine ausgesprochen städtische Region. Gewohnt habe sie dort mit ihren Eltern und ihrer Schwester, gesprochen wurde in dieser Gegend nur Finnisch. Auf die Frage, ob noch Teile ihrer Familie im Herkunftsort leben, antwortet sie sehr schnell, dass alle hier in Deutschland leben. Nach kurzem Nachdenken fügt sie hinzu, dass nur noch entferntere Verwandte in Finnland leben.

Die Situation in ihrem Herkunftsort in den Sechziger Jahren sei von großer Arbeitslosigkeit geprägt gewesen, wo hingegen hier in Deutschland genug Arbeit vorhanden gewesen sei. Ihr Vater ist dann mit einer finnischen Firma hierher gezogen, worauf sie anmerkt, dass sie so gesehen vielleicht gar keine richtigen Migranten waren. Die Familie ist zwischendurch einige Male nach Finnland zurückgegangen, wegen der hohen Arbeitslosigkeit in Finnland und den besseren Verdienstmöglichkeiten in Deutschland habe man sich dann aber entschieden, „zunächst dauerhaft“ nach Deutschland zu gehen. Hier sei einfach ein besseres Leben möglich gewesen. Ihre Eltern hatten damals schon recht viele finnische Freunde hier, die in gewisser Weise ein Pull-Faktor waren, zudem habe man hier ganz gut verdienen und sich Dinge wie ein Auto leisten können. Dennoch, fügt Frau Miettinen an, haben ihre Eltern sehr viel arbeiten müssen, da sie nur ein kleines Gehalt bekamen und ja auch jedes Jahr das Urlaubsgeld gespart werden musste, um nach Finnland fahren zu können.

Mia Miettinen ist in Deutschland zur Schule gegangen, hat nach der Schule einige Jahre in Finnland gelebt und in manchen Punkten ein ganz anderes Land vorgefunden, als ihre Eltern ihr beschrieben hatten. Durch einen Boom in den Siebziger und Achtziger Jahren hatte sich soviel geändert in Finnland, dass es 1984, als sie dorthin kam, ein Land war, in dem ihr alles möglich erschien. Die Wirtschaft florierte, es gab genug Arbeitsstellen und man habe sich alles Mögliche leisten können, es war ein ganz anderes Finnland, als es ihre Eltern erlebt hatten. Auch wenn einige Zeit später ein Einbruch in den Geschäften mit der Sowjetunion zu verzeichnen war und es

² Die Namen der Informantinnen wurden geändert.

dadurch zu einer Flaute kam, habe sich die finnische Wirtschaft wieder schnell gefangen. Dies liege an einer Art Überlebensmentalität, die Finnland auszeichne. Frau Miettinen vermutet, dass dies auch schon früher der Fall war, als ihre Eltern noch in Finnland lebten, diese hätten sich nie beklagt über die Situation, sondern haben vielmehr immer gehandelt nach dem Motto „wir schaffen das schon“. Als sich dann für ihren Vater 1962 die Möglichkeit ergab, mit einer finnischen Firma nach Deutschland zu gehen, nutzte er diese Gelegenheit, ihre Mutter folgte ihm dann ein Jahr später, gemeinsam mit vielen anderen Frauen, deren Männer in dieser Firma arbeiteten. Diese Gelegenheit sei der Anlass gewesen, es einmal im Ausland zu probieren. Ihr Vater war damals 25 Jahre alt.

Zur Frage, ob und wann nun bei ihren Eltern eine endgültige Entscheidung gefallen sei, in Deutschland zu bleiben, antwortet Frau Miettinen lachend, dass es 25 Jahre gedauert habe und immer noch nicht ganz geklärt sei. Als sie mit 18 Jahren 1984 nach Finnland zurückkehrte, wollten ihre Eltern sie eigentlich begleiten, nachdem sie dann nach fünf Jahren wieder nach Deutschland kam, wollten sie in Deutschland bleiben, mittlerweile planen ihre Eltern, innerhalb der nächsten fünf Jahre nach Finnland zurückzukehren.

Überhaupt war die Rückkehr nach Finnland immer ein Thema für ihre Eltern. Diese haben wohl keine festen Vorstellungen über ein Leben in Deutschland gehabt, als sie hierher kamen. Sie haben es nicht als „Goldgrube“ empfunden, es „ging einfach um das pure Leben“. Dennoch habe ihr Vater immer dafür gesorgt, dass der Notgroschen so groß war, dass man damit schnellstmöglich einen Rückflug nach Finnland buchen konnte.

Per Flugzeug ist Frau Miettinen auch eingereist. Sie berichtet von einem Klimaschock, da es in Finnland Minus 30 Grad und in Deutschland dagegen Plus 20 Grad waren. Sie hatte nur ihre Wintersachen dabei und musste auf die anderen Dinge, wie auch auf das Mobiliar, warten, da diese mit einem Frachtschiff geschickt wurden. Köln war die erste und bislang einzige Station in Deutschland für die Familie.

Ihr Umfeld nahm damals die Migration gemischt auf. Vor allem der Großmutter väterlicherseits sei es schwer gefallen, zu akzeptieren, dass die Familie ihres Sohnes nun in Deutschland lebt. Sie stammt aus Karelien und hat von dort flüchten müssen, was sie der deutschen Armee zuschrieb. (Anm.: Finnland und das nationalsozialistische Deutschland waren während des Zweiten Weltkriegs zunächst Verbündete gegen die Sowjetunion, später wurde dieses Bündnis hinfällig und die beiden Parteien somit zu Gegnern.) Sie habe etliche Zeit lang nicht mit Frau Miettinens Vater gesprochen und Frau Miettinen selbst durfte keinen deutschen Besuch im Haus ihrer Großmutter empfangen. Sie vermutet, dass die Großelterngeneration so von den Kriegserlebnissen geprägt war, dass sie diese neue Situation einfach nicht verstehen konnte. Ansonsten waren die Reaktionen aber nicht derart negativ. Frau Miettinen glaubt, dass ein gewisser Pragmatismus die Entscheidung, ins Ausland zu gehen, erleichtert habe. Die Situation war nun mal so, wie sie eben war, es waren keine anderen Alternativen in Sicht, da habe man eben sein Glück im Ausland versucht. Sie kann sich noch dunkel daran erinnern, dass es, als der Entschluss endgültig feststand, ein großes Abschiedsfest in ihrer finnischen Heimat gegeben habe, und dann - so bemerkt sie mit einem Lachen - ging es hinein in das Vergnügen.

Recht ernst hingegen entgegnet sie der Frage, welche Empfindungen sie hatte, als sie nach dem Abitur zurück nach Finnland ging. Sie habe zu dieser Zeit ein großes Verlangen gehabt, Deutschland zu verlassen. Vielfach sei sie auf Parolen wie „Türken raus“ gestoßen, welche sie dann auch auf sich selbst bezog. Zudem hatte sie auch Schwierigkeiten, einen Arbeitsplatz in Deutschland zu bekommen, ein Anruf in Finnland hingegen habe genügt, um einen Praktikumsplatz zu erhalten. Sodann stellte sie bei sich selbst eine schwerwiegende Veränderung fest, die sie als emotionales Wachstum bezeichnet: war sie vorher sehr schüchtern und zurückhaltend, so war sie nun plötzlich selbstbewusst und zielstrebig. Als schließlich nach fünf Jahren in Finnland die deutsche Aufenthaltsgenehmigung abzulaufen drohte, hat Frau Miettinen sich dennoch entschieden, nach Deutschland zurückzukehren. Sie habe es als ihre letzte Chance

empfunden, noch einmal in Deutschland im Berufsleben Fuß fassen zu können. Diese Erfahrung war für sie wichtig, um feststellen zu können, in welchem Land sie denn nun leben möchte. Sie war nach Finnland gegangen in dem Bewusstsein, nur Finnin und nichts anderes zu sein, Finnin zu einhundert Prozent. Dort habe sie dann aber erfahren und akzeptieren müssen, dass sie auch teilweise sehr deutsch ist, wie sie es ausdrückt. Dies war für sie nicht sehr leicht und sie habe es immer wie folgt beschrieben: „Ich bin eine Finnin mit einem deutschen Knacks.“ Mittlerweile wandelt sich dieses Empfinden wieder. Da sie nun in Deutschland etabliert sei und hier eine Familie mit einem deutschen Ehemann hat, stelle sie sich oft die Frage, ob sie nicht doch viel mehr deutsch ist, als sie es je vermutet hat.

Frau Miettinen verwendete die Formulierung „...musste ich dann nach Deutschland zurückkehren.“ Auf die Nachfrage, inwiefern ein Zwang zur Rückkehr da war, entgegnet sie, dass es schon ein „müssen“, vor allem wegen der Frage der Aufenthaltsgenehmigung, aber auch ein verstecktes „wollen“ war, was sie zurück nach Deutschland kommen ließ. Es sei damals eine Zeit gewesen, die sie emotional stark bewegt habe bis hin zu körperlichen Auswirkungen. Heute werde vielfach spekuliert, dass Finnen es ja im Integrationsprozess besonders leicht haben. Ihr eigener, bewusster Integrationsprozess habe über zehn Jahre gedauert. Sie könne gut nachempfinden, was es für Menschen zum Beispiel aus der Türkei bedeutet, nach Deutschland zu kommen. Für die müsse ja der Kulturschock erst recht sehr groß sein.

Ein Mittel, den eigenen Kulturschock zu verarbeiten, war das Netzwerk aus Freunden und Bekannten, mit dem die Familie nach der Ankunft in Deutschland zu tun hatte. Auch wenn alles viel weniger organisiert war, als große Firmen es heute machen würden, und ihre Eltern viele Dinge selbst erledigen mussten, habe es so eine Art Starthilfe gegeben. Vor allem ein finnischer Pfarrer habe sich um die Migranten in Köln gekümmert, erzählt Frau Miettinen, aus dieser Arbeit sei dann eine sehr aktive Gemeinschaft und schließlich 1973 auch eine Kirchengemeinde geworden. Daneben gab es einen Kreis von etwa zehn Familien, finnisch-finnischen Familien, wie sie betont, die gemeinsam alle Feste und Feiern organisiert haben, die viel gemeinsam unternahmen und deren Kinder, zu denen damals auch Frau Miettinen zählte, einen Freundeskreis bildeten. Vornehmlich über die Arbeitsstellen, auch die Frauen arbeiteten mehrheitlich, gab es Kontakt mit Deutschen. Und da die Kinder in die normalen deutschen Schulen gingen, stellten sich hier auch schnell Bekanntschaften mit deutschen Kindern und Familien ein. Einzig die Väter, so Frau Miettinen, blieben in der finnischen Firma meist unter sich. So sprechen diese auch heute noch am schlechtesten Deutsch, während die Frauen in ihrem beruflichen Umfeld in deutschen Firmen sehr gut die deutsche Sprache erlernt hätten. Dieses Netzwerk war ein Ankerpunkt für die Familie, hier konnte man sich austauschen und Ratschläge einholen, allerdings habe es immer noch sehr viele Dinge gegeben, die selbst erledigt werden mussten. Frau Miettinen führt hier als Beispiel an, dass man sich schnell um Kurse in der Volkshochschule kümmerte, um möglichst rasch Deutsch lernen zu können. Obwohl es keinerlei finanzielle Unterstützung für diese Sprachkurse gegeben habe, haben die allermeisten recht schnell annehmbar Deutsch gesprochen.

Angesprochen auf die größten Unterschiede zwischen Finnland und Deutschland erzählt Frau Miettinen, dass ihr in Finnland Diskussionen sehr gefehlt haben. Sie sagt, dass Finnen sehr tatsachenorientiert und faktenzentriert denken und handeln, da bleibe kaum Raum für Diskussionen. Da sie aber in Deutschland, zumal in der Schule, das Diskutieren, Interpretieren und Analysieren gelernt habe, fehlten ihr diese Dinge in Finnland. Sie berichtet lebhaft davon, dass sie nach ihrer Rückkehr nach Deutschland einmal mit einer Freundin sechs Stunden in einem Cafe diskutiert habe, was in Finnland nicht möglich gewesen wäre. Andererseits vermisse sie in Deutschland eine Spontaneität, die wiederum in Finnland sehr verbreitet sei. Diese finde sie jedoch bei multikulturellen Familien, „da kann auch mal spontan gegrillt werden“, man sei nicht so auf die letzte Minute durchgeplant und durchorganisiert. Genauigkeit und Pünktlichkeit ließen erstaunlicherweise kaum nach, mit Aussprüchen wie „ach lass mal“ oder „warte mal ab“ könne man heute wie vor dreißig Jahren viele Deutsche schockieren. Mit einem Augenzwinkern sieht sie darin

sogar eine gewisse Sucht und ist umso überraschter, dass der jüngsten Generation finnischer Migranten in Deutschland nachgesagt wird, sie seien die preußischsten Deutschen, da bei dieser Generation das Organisieren und Regeln wiederum sehr viel ausgeprägter zu sein scheint. Einen Bezug zwischen Finnen und Kölnern sieht sie darin, dass beide Gruppen es verstehen, zu feiern. Die Kölner Unbefangenheit und die finnische Schüchternheit seien in dieser Konstellation kein Gegensatz, sondern passen gut zusammen. Sie vermutet, dass das in anderen Regionen Deutschlands sich vielleicht weniger gut ergänzt.

Das Deutschen-Bild ihrer Eltern beschreibt Frau Miettinen als von Minderwertigkeitsgefühlen gezeichnet. Nicht die Darstellung der eigenen Lebensweise habe im Vordergrund gestanden, sondern eine Anpassung an die deutschen Nachbarn bis hin zu „korrekten Blumenkästen vor dem Fenster“. In ein gewisses Gefühl der Unterlegenheit habe sich aber auch immer wieder Hochachtung gemischt vor der Korrektheit und Schnelligkeit, mit der Dinge erledigt würden.

Ganz offen auf ihre Identität angesprochen, antwortet Frau Miettinen, dass sie sich während der letzten fünf Jahre darüber weniger Gedanken gemacht habe. Als sie nach Finnland zurückging, war sie Finnin. Dort wurde sie dann zu ihrem eigenen Erstaunen zur Deutschen, und nach ihrer Rückkehr nach Deutschland sei sie nun eine Mischung aus beidem. Sie fasst es für sich so zusammen: „Ich bin eine finnisch-deutsche Deutschlandfinnin.“ Zur Zeit habe sie, auch weil ihr Umfeld sehr viel mehr deutsch sei als früher, das Bedürfnis, ihre finnische Seite wieder etwas mehr ins Blickfeld zu nehmen, so wohne sie beispielsweise in einem finnischen Haus mit finnischen Möbeln. Einen ganz wichtigen Punkt nimmt für sie die Sprache ein, die zu ihrem Bedauern im Moment etwas zu kurz kommt, auch das Lesen finnischer Zeitungen und Bücher sei für sie wichtig, genauso wie häufige Besuche in Finnland. Über die Sprache möchte Frau Miettinen auch Zugang erhalten zu den Veränderungen, die die finnische Kultur in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat und die sie nach eigenem Bekunden nicht mitbekommen habe. Sie verdeutlicht dies damit, dass sie über den modernen Wortschatz, gerade auch über die Computersprache, kaum verfüge und ihr das Lesen deshalb zunehmend schwerer falle. Da aber Finnland nun viel häufiger ein Thema in den deutschen Medien und in der deutschen Gesellschaft sei, verspricht sie sich auch davon etwas mehr Hilfe für die finnische Seite ihrer Persönlichkeit.

Auch ihr Freundes- und Bekanntenkreis spiegelt etwas diese Zweiteilung wider. Sie habe ca. 20 Prozent finnische Bekannte, die restlichen 80 Prozent seien deutsche bzw. multikulturelle Familien. Während sie aber letztere als richtige Freunde bezeichnet, seien auf der finnischen Seite sehr viele gute Bekannte dabei, denen sie die Bezeichnung Freund nicht verleihen möchte. Man feiere eben gemeinsam Feste und organisiere die eine oder andere Aktion. Bei ihrer Schwester sei dies genau spiegelverkehrt. Diese sei immer „die Deutsche“ gewesen, habe früher beinahe ausschließlich deutsche Freunde gehabt und wollte immer uneingeschränkt in Deutschland bleiben. Sie habe sich aber nun in den letzten zehn Jahren geändert und habe einen beinahe ausschließlich finnischen Freundeskreis.

Ihr Freundeskreis sei auch einer der Gründe, warum sie sich zur Zeit in Köln sehr wohl fühle. Frau Miettinen betont, dass sie immer „so wühlen“ muss, um ihre aktuelle Gefühlslage klarzustellen und Vergangenes nicht zu glorifizieren, aber sie und ihre Familie hätten sich gut eingelebt und seien zufrieden in jeglicher Hinsicht. Daher vermisse sie persönlich auch nicht viel hier in Deutschland. Ihr Mann hingegen vermisse vor allem die finnische Landschaft und das Meer, und dass, „obwohl er ja Deutscher ist.“ Er habe auch einige Worte Finnisch gelernt, da er aber beruflich sehr stark eingespannt sei, bliebe es bisher nur bei Bemühungen.

Über „die Kölner“ berichtet Frau Miettinen, dass sie an sich recht kontaktfreudig seien, offen und zugänglich. Man könne auch gut mit den Kölnern feiern, wenn es allerdings dann um eine echte, tiefgehende Freundschaft gehe, dauere es oft Jahre, bisweilen gar Jahrzehnte, „bis man mit seinen Nachbarn dann Freund wird.“

Die Einstellung und der Umgang mit Menschen mit Migrationshintergrund habe sich auch stark verändert in den letzten Jahren. Parolen wie „Türken raus“, die sie in den Achtziger Jahren zum

Verlassen des Landes veranlasst hatten, seien heute nicht mehr vorzufinden. Überhaupt findet sie, dass die Integration weiter fortgeschritten sei, als man es gemeinhin formuliere. Jeder habe doch sein türkisches Lädchen an der Ecke, ähnlich wie das italienische Restaurant. In diesem Zusammenhang entwickelt Frau Miettinen noch einen anderen Gedanken: bei der Wiedervereinigung sei es ihr noch unangenehm gewesen, dass plötzlich die deutschen Fahnen wieder gehisst und geschwenkt wurden. Aber die momentane Omnipräsenz (Anm.: zum Zeitpunkt des Interviews fand die Fußball-Weltmeisterschaft statt) an Autos, Hausfassaden etc. störe sie nicht, im Gegenteil, „es ist einfach schön, dass die Deutschen jetzt Deutsche sein dürfen“. Für Skandinavier gehöre das Hissen der Flagge einfach dazu. Es habe sie auch nicht – sie korrigiert sich – nicht so stark gestört, dass ihr Sohn eine deutsche Fahne aus dem Fenster gehängt hat. Mittlerweile sei das alles in Ordnung, aber als die Nachbarn vor einigen Jahren einmal die Deutschlandfahne gehisst hatten, empfanden sie und ihr Mann dies schon als verstörend und verunsichernd.

Die aktuelle Integrationsdebatte verfolgt Frau Miettinen natürlich auch sehr aufmerksam und ist enttäuscht und traurig über die ihrer Meinung nach falsche und nicht weitreichende Zielsetzung. Sie sei überzeugte Europäerin und wünsche sich, dass es bald einen europäischen Pass gibt, in dem dann das Geburtsland und das „Lebeland“ eingetragen wären. Und das „I-Tüpfelchen der Integration“ wäre es dann, wenn man in seinem jeweiligen Lebeland auch Wahlrecht genießen könnte. Ihr nütze beispielsweise das Wahlrecht in Finnland herzlich wenig, schließlich habe sie seit Jahrzehnten nicht mehr dort gelebt. Aus diesem Wahlrecht ließe sich dann auch eine gefühlte Wertschätzung ableiten, die zu mehr Verantwortungsgefühl und weniger Streit führen würde. Zur Diskussion um Spracherwerb und Deutschkenntnisse regt sie an, dass es für Kinder sehr wichtig sei, zunächst die eigene Sprache, die Sprache des Herkunftslandes, zu erlernen. Erst wenn man diese als sichere Basis habe und gut beherrsche, könne man erfolgreich eine weitere Sprache erlernen.

Was die Einstellungen der Finnen in Deutschland angeht, differenziert sie stark. Es gäbe Leute, die auch nach 30 Jahren ihre finnische Identität vollständig erhalten haben, fast nur mit Finnen verkehren und sehr schlecht Deutsch sprechen. Dann gäbe es die Gruppe, die sich gut integriert hat und beide Sprachen fließend beherrscht, und schließlich sei da auch eine Gruppe von Leuten, die das Finnische total ignorieren, ausschließlich in einer deutschen Umgebung leben und seit 20 Jahren kein Finnisch mehr gesprochen haben. Insgesamt sei dies immer eine individuelle Sache, aber die finnische Seite sei im Laufe der Jahre immer mehr verschwommen, so sei die finnische Gemeinde längst nicht mehr so finnisch wie noch vor Jahren. Für Frau Miettinen liegt dies einerseits daran, dass man mit den günstigen Flügen häufiger als früher in die Heimat fliegen könne und somit weniger das Bedürfnis verspüre, die Heimat im Ausland nachzubilden, andererseits seien auch viele deutsche Dinge in die Familien gekommen durch die Ehepartner und die Kinder, aber „das ist auch in Ordnung so.“

Für sie selbst und ihre Familie ist das Thema Umzug nach Finnland immer wieder aktuell, sie würden sicherlich in den nächsten fünf bis zehn Jahren intensiver darüber nachdenken, denn ansonsten würde es schwierig werden, dort noch einen neuen Freundeskreis aufzubauen. Überraschend erklärt sie dann, dass es gar nicht so klar sei, ob sie nun unbedingt nach Finnland gehen werden, im Moment stehe eigentlich nur fest, dass sie nicht immer in Köln bleiben wolle. Sie habe festgestellt, „dass es so eine Art ewige Sehnsucht der wurzellosen Migrantinnen ist, die einfach immer suchen, wo sie eigentlich hingehören.“ Sie selber sei noch auf diesem Weg, und interessanterweise mache auch ihr Mann „so einen halben Migrationsprozess“ mit, indem er Finnland immer näher kennenlernt und möglicherweise zum „Zugpferd“ wird, nach Finnland zu gehen. Und schließlich sei da ja auch noch ihr Kind, „das auch noch mal seine eigenen Vorstellungen hat und auch auf einer Achterbahn der Gefühle fährt.“ Aber dies sei trotz aller Probleme auch ein spannender Prozess, versichert Frau Miettinen.

Als Wunsch in diesem ganzen komplizierten Migrationskomplex äußert sie, dass es doch möglich sein müsse, dass jeder in Frieden leben kann. Sie sieht die Integration und das Miteinander in Deutschland schon recht weit fortgeschritten, weiter, als sie es in Finnland vermutet. Sie findet es interessant und bereichernd, Menschen aus verschiedenen Kulturen und Ländern zu begegnen und wünscht sich eine Gesellschaft, die dies genauso sieht. Als ärgerlich allerdings empfindet sie, dass es anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft keine Fahnenketten mit den Fahnen aller Teilnehmerländer gäbe. Auch wenn Finnland nicht bei der Weltmeisterschaft vertreten sein wird, möchte sie neben die Deutschlandfahne ihres Sohnes eine finnische Fahne hängen, denn „jeder soll sich dazu bekennen, was er ist.“

Elina Virtanen: „Es ist eine Bereicherung, dass man sich in zwei Sprachen, in zwei Ländern zu Hause fühlen kann.“

Elina Virtanen ist 45 Jahre alt, geschieden und hat zwei Kinder. Sie besitzt einen finnischen Pass und ist 1980, direkt nach dem Abitur, aus ihrem finnischen Heimatort in Südfinnland nach Deutschland gekommen. Sie ist berufstätig und fühlt sich der evangelisch-lutherischen finnischen Gemeinde in Köln zugehörig.

Ihr Heimatort in der Nähe von Salo liegt in einem sehr ländlich geprägten Raum. Dort wird ausschließlich Finnisch gesprochen, hier lebte Frau Virtanen mit ihren Eltern auf einem Bauernhof und besuchte die Grundschule. Um die Oberstufe absolvieren zu können, musste sie 25 Kilometer in den nächstgrößeren Ort fahren. Ihre Eltern leben immer noch dort, auf dem gleichen Bauernhof, auf dem sie aufgewachsen ist. Obwohl die Region sehr ländlich geprägt war und ist, seien die Lebensbedingungen zum Zeitpunkt ihrer Abreise gar nicht so schlecht gewesen, berichtet Frau Virtanen. Auch ihrer Familie sei es vergleichsweise gut gegangen, der Bauernhof sei gut geführt worden und generell sei die landwirtschaftlich geprägte Gesellschaft nicht arm gewesen. So war denn auch ihre Migration nicht wirtschaftlich bedingt, vielmehr habe sie nach dem Abitur in Finnland keinen Studienplatz bekommen und sich daher entschieden, zunächst als Au-Pair-Mädchen ins Ausland zu gehen. Dies bezeichnet sie als „relativ typisches Verhalten für finnische Mädchen oder Frauen.“ Sie hat dann ein knappes Jahr in der Nähe von Heidelberg verbracht, dort habe sie dann den Wunsch entwickelt, auch in Deutschland zu studieren. In diesem Prozess habe sicher auch eine Rolle gespielt, dass die Jugendlichen in ihrer Heimat bzw. in ihrem kleinen Heimatort nur relativ begrenzte Interessen gehabt hätten. Alkohol trinken und feiern seien ihr nicht genug gewesen, erzählt Frau Virtanen, deshalb sei es rückblickend vielleicht auch eine Art Ausbruch gewesen.

Gewusst habe sie nicht viel über Deutschland. Zwar habe es im Geschichts- und im Sprachunterricht manche Episode gegeben, aber die Entscheidung, nach Deutschland zu gehen, habe in erster Linie darauf basiert, dass sie die deutsche Sprache mehr mochte als die englische. Als sich dann die Möglichkeit ergab, ins Ausland zu gehen, sei Deutschland nur die logische Wahl gewesen. Sie habe sich dann auch nicht mehr extra erkundigt über Deutschland, vielmehr sei es mehr ein „learning by doing“ gewesen. Sie habe sich auch keine großen Gedanken gemacht, wie es ihr in Deutschland ergehen könnte. Sie hat als Au-Pair-Mädchen in einer finnisch-deutschen Familie gearbeitet, dadurch habe sie natürlich manchen Einblick bekommen können, aber insgesamt glaubt sie, dass sich ihre Ansichten und Vorstellungen nicht großartig von denen unterscheiden haben, die man hat, wenn man im eigenen Land beginnt, selbstständig und alleine zu leben.

Frau Virtanen berichtet, dass Deutsch als Schulfach in Finnland durchaus typisch war in jener Zeit. Bis in die Sechziger oder Siebziger Jahre sei Deutsch immer erste Fremdsprache gewesen, später wurde es dann von Englisch abgelöst, würde aber immer noch häufig von Schülern als zweite

Fremdsprache gewählt. Für ihr Studium in Deutschland habe sie dann noch weitere Nachweise erbringen müssen, so habe sie einen Sprachkurs am Goethe-Institut in Helsinki absolviert, noch bevor sie nach Deutschland kam.

Was die Vorbereitung für ihre Abreise aus Finnland angeht, berichtet Frau Virtanen, dass für die Au-Pair Zeit keinerlei formale Vorbereitungen getroffen werden mussten. Dies sei organisiert gewesen „von Bekannten über Bekannte, also um drei Ecken“, und dies, wie sie nachdrücklich betont, ohne jegliche Formalismen. Später jedoch, als sie den Entschluss gefasst hatte, in Deutschland zu studieren, sei dies alles noch viel aufwändiger und bürokratischer gewesen, als die Vorbereitungen für ein Auslandsstudium in der heutigen Zeit. So habe sie beispielsweise viele Briefe schreiben und Rückschreibe-Briefmarken beilegen müssen, da ja eine Kommunikation über Internet noch nicht möglich war und das Telefon aus Kostengründen, aber auch manchmal wegen fehlender Sprachkenntnisse entfiel. Dies könne man sich als junger Mensch gar nicht mehr vorstellen, bemerkt sie lächelnd. Sie habe sich in dieser Zeit um alles selber kümmern müssen, also um Studienplatz- und Wohnungssuche usw., von der Gastfamilie aus ihrer Au-Pair Zeit habe es keine Hilfe mehr gegeben, auch sonst sei sie sehr auf sich gestellt gewesen.

Für ihren Aufenthalt als Au-Pair-Mädchen habe sie die frohe Zustimmung ihrer Eltern gehabt, als es sich dann allerdings abzeichnete, dass sie länger in Deutschland bleiben wollte, wechselte dies dann in eine „etwas eingeschränkte Freude.“ Ihre Eltern empfanden die Entfernung damals schon als sehr weit, erzählt Frau Virtanen, zumal sie das einzige Familienmitglied war, das ins Ausland gegangen war. Für sie selbst war die ganze Sache zunächst eine Art Abenteuer, sie habe sich sehr gefreut über die Möglichkeit, in Deutschland studieren zu können. Als es dann später darum ging, hier eine Familie zu gründen und sich noch längerfristiger in Deutschland zu etablieren, habe sie dann allerdings auch eine gewisse Wehmut befallen.

Dennoch seien auch die ersten Jahre in Deutschland nicht immer leicht gewesen. Zum Beispiel habe es sie sehr gestört, dass ihre Aufenthaltserlaubnis immer nur sehr begrenzt war und somit häufig verlängert werden musste. Auch habe sie keine Arbeitserlaubnis bekommen, was ihr dann wiederum die Wohnungssuche sehr erschwert habe, da hier häufig Auskünfte über Einkommen und Kontostand eingefordert wurden. Sie fühlte sich dabei bisweilen diskriminiert und schikaniert, das habe sich allerdings stark verbessert, seit Finnland EU-Mitglied geworden ist. Sie betont aber, dass Ulm, wo sie studiert hat, nicht gerade eine Weltstadt sei und hier vielleicht der Umgang mit Studenten, zumal mit ausländischen, nicht besonders gut eingeübt gewesen sei. Zudem bemerkt sie mit einem Lachen, dass diese Probleme nicht unbedingt Deutschland-spezifisch sein müssen.

Ihre Kommilitonen hätten sich allerdings immer große Mühe gegeben, ihr in allen möglichen Bereichen zu helfen, sie sei immer nett und positiv aufgenommen worden und habe keinerlei unangenehme Erfahrungen im Umgang mit ihnen gemacht. Ihr sei in dieser Zeit kein wesentlicher Unterschied zwischen Finnland und Deutschland aufgefallen, erklärt Frau Virtanen nach kurzem Nachdenken. Der größte Unterschied sei vielleicht noch die größere Selbstständigkeit der Frauen in Finnland. Und natürlich sei die deutsche Bürokratie ein Kapitel für sich, allerdings funktioniere die Gesellschaft trotz all dieser Formalismen sehr gut.

Eigentlich könne Sie sich nicht an besondere Erfahrungen oder Ereignisse aus jener Anfangszeit in Deutschland erinnern, dann erzählt sie aber doch nach einiger Ermunterung, dass es bestimmte Straßenfeste oder den Karneval in Finnland nicht gäbe und dies natürlich für sie neu und spannend gewesen sei. Was ihr in diesem Zusammenhang auch einfiel und was sie als sehr schön empfand, war die Möglichkeit zu reisen. In Finnland seien ihr die Entfernungen immer viel weiter vorgekommen, von ihrem Studienort in Ulm aus sei man direkt in den Alpen gewesen, und auch heute von Köln aus könne man schnell ins Ausland fahren, dies alles sei in Finnland nicht möglich gewesen.

Auf die Frage nach ihrer Identität, ob sie sich eher als Finnin oder als Deutsche fühle, antwortet Frau Virtanen, dass sie immer bemüht sei, beides zu sein, finnisch und deutsch. Nach eigener Einschätzung sei sie etwas lebhafter als die Durchschnittsfinnin und etwas zurückhaltender als die

Durchschnittsdeutsche, dies sei für sie aber kein Problem, vielmehr empfinde sie es als Bereicherung, sich in zwei Sprachen und in zwei Ländern zu Hause fühlen zu können. Mit der finnischen Seite ihrer Persönlichkeit halte sie den Kontakt über die finnische Kirchengemeinde in Köln, das Mitwirken dort sei für sie das „wichtige Finnisch-sein.“ Sie habe auch finnische Freunde, dies allerdings nicht aus dem Grund, dass diese Finnen seien. Eigentlich habe sie zwei Freundeskreise, ergänzt sie, einen finnischen und einen deutschen. Diese vermischen sich aber auch von Zeit zu Zeit. Darüber hinaus versuche sie, mehrmals im Jahr nach Finnland zu fahren und bemühe sich, finnische Zeitungen zu lesen. Dies habe sich noch verstärkt, seit ihre Kinder begonnen haben, „finnische Interessen“ zu entwickeln. Insgesamt vermisse sie eigentlich nichts aus ihrer Heimat, mit einem Lächeln und Augenzwinkern berichtet sie sich und sagt: „Doch, vielleicht ein allein stehendes Haus.“ Wieder ernst erklärt sie, dass sie mit ihrem Leben in Deutschland sehr zufrieden sei, als Schulnote würde sie dafür eine Zwei geben.

Die Frage, wie die Kölner mit ihren ausländischen Mitbürgern umgehen, könne sie nur unzureichend beantworten, meint Frau Virtanen. Als Finnin könne sie das deshalb schlecht einschätzen, da sie häufig eigentlich gar nicht als Ausländer angesehen würden. Allerdings habe sie an verschiedenen Orten in Deutschland gelebt, und da seien ihr schon Unterschiede aufgefallen. So sei beispielsweise Göttingen sehr offen Ausländern gegenüber, was sie mit der Universität in Verbindung bringt. In Süddeutschland sei der Kontakt schon eher schwierig, in Köln hingegen sei wieder eine größere Weltoffenheit spürbar. Sie könne allerdings nicht beurteilen, wie andere Ausländer dies empfinden. In den Medien habe sie in letzter Zeit eine größere Skepsis Ausländern gegenüber wahrgenommen, auch übertrieben kritische Standpunkte. Sie fügt an, dass die Finnen in Deutschland teilweise so sehr integriert seien, dass sie sich ähnlich kritische Ansichten anderen Ausländern gegenüber zu eigen machen würden, anstatt sich mit ihnen zu identifizieren und zu solidarisieren.

Nach Klischees befragt, sagt Frau Virtanen, es gebe natürlich immer Dinge, wo man sage, dies sei typisch deutsch. Ein Beispiel fügt sie auch an: sie habe einen Grillplatz gemietet, habe dann aber dort kein Feuer machen dürfen, da es eine Bestimmung gab, nach der es in den letzten Tagen vor dem Grillfest hätte regnen müssen. Dies sei ihr unbegreiflich, aber man kritisiere dies mit einem Lächeln. Verhaltensweisen ihrer Landsleute, die man als typisch finnisch bezeichnen könnte, fallen ihr nicht ein. Möglicherweise ein Hang zur Abgrenzung und Gruppenbildung, spekuliert sie, sie sei sich aber da nicht sicher.

Eine Rückkehr nach Finnland komme für sie im Moment nicht in Betracht, sie habe darüber eigentlich noch nie Planungen angestellt, erzählt sie. Sie habe den Wunsch, wenn sie nicht mehr berufstätig ist, in beiden Ländern, Deutschland und Finnland, zu wohnen. Sie könne sich vorstellen, zwei Wohnungen zu haben und dann den Sommer in Finnland und den Winter in Deutschland zu verbringen. In ein anderes Land würde sie nur umziehen, wenn es beruflich für sie keine andere Perspektive geben würde, ansonsten wäre dies für sie keine Option.

Aus ihrer eigenen Erfahrung heraus wünsche sie sich, dass gerade die Ausbildungsinhalte innerhalb Europas vereinheitlicht werden sollten. Dann wäre eine größere Mobilität für verschiedene Berufsgruppen gewährleistet und dies würde ihre Vorstellung von einem „Wunscheuropa“ sehr nahe kommen.

In einem kurzen, weniger formal geführten Gespräch nach dem eigentlichen Interview erzählt Frau Virtanen, dass sich die Finnen oft als „Elite-Ausländer“ fühlen, denn sie fielen äußerlich nicht auf, seien weniger von Arbeitslosigkeit und anderen Problemen betroffen wie andere Ausländer, seien aber nichtsdestotrotz natürlich dieser Gruppe zuzurechnen. So empfinde sie pauschale Kritik gegenüber „den Ausländern“ immer auch persönlich beleidigend und kränkend und solidarisiere sich mit den anderen Ausländern. Ihre Kinder seien im Moment ebenfalls in einer Phase, wo sich die Identität wandle. Obwohl in Deutschland geboren, möchten sie in der Schule in die Ausländergruppe gezählt werden, berichtet sie. Sie seien eben Kinder mit Migrationshintergrund.

Weiterhin erzählte sie davon, dass sich viele finnische Familien, auch sie selber, ihre Möbel aus Finnland kommen ließen, von Finnen designtes Porzellan verwendeten und auch sonst viele finnische Produkte kaufen würden. Und lachend fügt sie an: „Bei uns steht die finnische Birke im Garten.“

Liisa Mäkinen: „Ich empfinde diese Entfernung gar nicht mehr als so groß.“

Liisa Mäkinen ist 50 Jahre alt, ledig, evangelisch und besitzt einen finnischen Pass. Sie stammt aus einer Kleinstadt in der Region Häme, ist aber bereits als Kleinkind mit ihrer Familie in eine größere Stadt in Südwestfinnland gezogen. Im Jahre 1999 ist sie nach Deutschland gekommen, nachdem sie schon früher einige Male Deutschland längere Zeit besucht hatte.

Die Schule besuchte sie in dieser Stadt, nach eigenem Bekunden die damals zweit- oder drittgrößte Stadt Finnlands. Ihre Familie, das heißt ihre Eltern und ihre Geschwister, wohnten neben der schwedischen Schule, tatsächlich habe sie aber in ihrem Alltag kein Schwedisch gehört, es sei ausschließlich Finnisch um sie herum gesprochen worden. Auch ihr Studium habe sie dort begonnen, sei dann allerdings in eine andere Stadt in Mittelfinnland umgezogen und habe auch später einige Zeit in Ostfinnland gelebt und gearbeitet. Sie ist als einziges Familienmitglied nach Deutschland migriert, allerdings erzählt Frau Mäkinen, dass ihr Bruder mit seiner Familie in Luxemburg wohne, er sei kurz vor ihr aus Finnland weggegangen, aber sein Umzug hätte nichts mit ihrem zu tun gehabt.

Die Lebensbedingungen ihrer Familie in Finnland beschreibt Frau Mäkinen als stabil. Ihr Vater sei selbstständiger Kleinunternehmer gewesen und ihrer Familie sei es soweit gut gegangen. Nach ihrem Abitur 1975 sei sie für sechs Monate nach Deutschland gekommen, aber ihr sind keine großen sozialen Unterschiede zwischen Finnland und Deutschland in Erinnerung geblieben. Obwohl, so ergänzt sie, dies vielleicht nicht den objektiven Tatsachen entspricht.

Die Idee, Finnland zu verlassen, sei ihr nicht plötzlich gekommen, es sei vielmehr ein Prozess und auch ein wenig Zufall gewesen. Ihre Familie habe immer schon Kontakt nach Deutschland gehabt, so habe ihr jüngster Onkel an einem Schüleraustausch teilgenommen, sei nach Deutschland gekommen und habe Freunde gefunden, die dann nach und nach ihre Familie in Finnland besucht hätten. Auch ihre Mutter spreche relativ gut Deutsch und habe sich während ihres Studiums mit Deutschland befasst. Frau Mäkinen berichtet, dass sie auch in Deutschland Urlaub gemacht haben und immer wieder in Deutschland gewesen seien. Nach dem Praktikum im Anschluss an ihr Abitur habe sie dann ein Studium als Übersetzerin für Deutsch gemacht, anschließend habe sie Germanistik studiert und war 1988 für ein Jahr als Stipendiatin in Deutschland, ebenso 1996 und 1997. Sie habe in dieser Zeit sehr gute Freunde in Deutschland gefunden und bei Gesprächen sei dann immer wieder gefallen: „Es wäre ja nicht schlecht, wenn du hier Arbeit finden könntest.“ 1997 habe sie dann eher zufällig eine Stellenausschreibung gesehen, sich beworben und sei dann auch ausgewählt worden. Sie habe zu dieser Zeit eine feste Stelle in Finnland gehabt, es sei also keine dringende Notwendigkeit gewesen, eher eine Option unter mehreren. „Und weil ich gerade in Deutschland war und schon einen großen, guten Freundeskreis hier hatte, habe ich gedacht, ja warum nicht.“

Was ihre Vorstellungen bezüglich Deutschland angehe, berichtet Frau Mäkinen, habe sie ja bei ihren zahlreichen Aufenthalten in verschiedenen Städten in Deutschland Erfahrungen sammeln können. Tatsächlich habe sie immer im Hinterkopf gehabt, dass in Deutschland alles gut durchorganisiert, pünktlich und ordentlich sei, bei ihrem Umzug sei dann aber alles genau anders gekommen. Diese klischeehaften Vorstellungen seien gründlich widerlegt worden, nichts habe geklappt. Wenn sie nach Italien oder Polen gezogen wäre, vermutet sie, hätte sie diese Vorstellungen vielleicht gar nicht gehabt, aber für Deutschland habe sie das nie erwartet. Die

deutsche Möbelspedition habe nicht mit der finnischen Partnerspedition kommunizieren können, da der Mitarbeiter in Deutschland kein Handy besaß, der LKW mit ihren Möbeln sei verspätet gewesen, die Spedition habe dann keine Träger mitgeschickt und auch die Umzugskartons seien trotz diverser Termine drei Wochen lang nicht abgeholt worden. Es seien zwar alle Mitarbeiter sehr freundlich gewesen, aber auch sehr unverbindlich, dies habe sie sehr gestört.

Was dann die amtlichen Formalitäten angeht, erzählt sie mit einem Lachen, habe sie keine traumatischen Erinnerungen mitzuteilen. Dies sei alles unkompliziert gewesen, wahrscheinlich, so vermutet sie, weil sie sich ja zu diesem Zeitpunkt schon gut in Deutschland ausgekannt habe.

Da sie immer wieder zwischen Deutschland und Finnland gependelt sei, sei ihr Abschied aus Finnland nicht besonders emotional ausgefallen. Hinzu komme noch, dass das Telefonieren mittlerweile sehr günstig geworden sei und auch per Billigflieger die Möglichkeit bestehe, günstig nach Finnland zu reisen, insofern, so Frau Mäkinen, „empfinde ich diese Entfernung gar nicht mehr als so groß.“ Für ihre Mutter sei dies schon eher ein Problem, berichtet sie. Zu ihrem Vater habe sie wenig Kontakt, ihre Eltern leben in Scheidung, aber ihrer Mutter sei es schon schwer gefallen, sie ziehen zu lassen. Sie habe dies zwar akzeptiert und verstanden, aber „Gefühle sind manchmal nicht so wie das rationale Denken.“

Hilfe bei ihrem Umzug fand Frau Mäkinen einerseits bei einer freien evangelischen Gemeinde in Pulheim bei Köln, andererseits bei einer Freundin aus Heidelberg, über deren Telefonnummer sie auch eine Anzeige zur Wohnungssuche geschaltet habe. Gemeinsam seien sie dann die Angebote durchgegangen und haben die Wohnungen besichtigt, dann sei alles eigentlich recht schnell und unkompliziert verlaufen.

Ihre allerersten Eindrücke von Deutschland sammelte Frau Mäkinen bereits im Kindesalter. Sie könne sich an eine Urlaubsreise an den Rhein erinnern, berichtet sie nicht ohne Schwärmen. Daran habe sie wunderbare Erinnerungen, auch könne sie sich noch an die Burgen und an die Geschichten, die ihr ihre Mutter dazu erzählte, erinnern. Nach dem Abitur sei sie dann für ein Praktikum alleine nach Augsburg gereist und war geschockt, dass sie nichts verstand. Sie habe auf Grund des Akzents nicht gewusst, ob um sie herum Türkisch, Deutsch oder Schwedisch gesprochen wurde. Sie habe das erst nach einer gewissen Zeit in den Griff bekommen. Gearbeitet habe sie zu dieser Zeit im Büro einer großen Zwirnerie. Die Mitarbeiter seien alle nett und freundlich gewesen, obwohl sie dort die Jüngste war. Sie deutet etwas verlegen an, dass dies möglicherweise damit zusammenhängen könnte, dass ihr Vater ein recht großer Kunde dieses Unternehmens gewesen sei.

Dieser Betrieb habe auch Gastarbeiter beschäftigt, diese seien in Barackensiedlungen untergebracht gewesen, das habe sie zunächst schockiert, da sie dies von Finnland her nicht kannte. Ihr Arbeitsbereich im Büro sei getrennt gewesen von den Arbeitsbereichen der Gastarbeiter, die in der Fabrik arbeiteten, so dass ein Kontakt mehr oder weniger unmöglich war. Sie bezeichnet es als „interessante Situation, dass man selbst Ausländer ist, aber sozusagen nicht zu den Ausländern gehört.“

Überhaupt sei eine so hierarchische Gesellschaft wie in Deutschland für Skandinavier gewöhnungsbedürftig. So seien etwa akademische Titel in Deutschland sicherlich kein Nachteil, manche Dinge ließen sich mit einem Dokortitel schneller erledigen, deutet Frau Mäkinen an. In Finnland hingegen würde dies kaum angeführt oder genannt, so dass ihr dies sehr fremd vorgekommen sei.

Was ihren Freundeskreis angehe, so berichtet Frau Mäkinen, gäbe es dort überhaupt keine Finnen. Sie habe zwar beruflich viel mit Finnen zu tun, aber in ihrem Freundeskreis gäbe es außer Deutschen nur eine Engländerin und eine Amerikanerin, aber dies sei reiner Zufall, sie habe ihre Freunde nicht in irgendwelchen Ausländerkreisen kennen gelernt.

Noch einmal genauer auf ihre Sprachausbildung eingehend, erläutert sie, dass sie zunächst Schwedisch gelernt habe, was de facto für sie eine Fremdsprache gewesen sei, in Deutschland aber immer als zweite Landessprache angeführt würde. Danach habe sie dann in der zweiten

Klasse des Gymnasiums Deutsch gewählt. Da ihre Mutter ebenfalls Deutsch sprach und ihr Vater geschäftliche Kontakte nach Deutschland hatte, sei dies nie eine Frage gewesen. Sie sei also in dieser Richtung von ihren Eltern vorgeprägt worden und habe dann auch zuerst ein dreijähriges Übersetzerstudium und anschließend ein Germanistikstudium absolviert.

Mit ihrer Entscheidung, nach Deutschland zu gehen, sei sie ganz zufrieden, versichert Frau Mäkinen. Sie könne sich nicht vorstellen, dass es ihr in Finnland besser oder schlechter ergehen würde. Selbstverständlich vermisse sie einige Dinge aus Finnland, aber wenn sie dann dort ist, vermisse sie auch wiederum Dinge aus Deutschland. Dies sei aber ganz normal. Dennoch sei im Moment keine Entscheidung getroffen, für immer in Deutschland zu bleiben.

Was die Rheinländer und ihren Umgang mit Ausländern angeht, erzählt sie, dass man mit „dem Rheinländer“ gut zurecht kommen könne. Allerdings sei die bereits angesprochene Unverbindlichkeit für sie eine Kehrseite. Sie habe sich aber mittlerweile dahingehend geändert, dass sie sich selbst auch sagen kann „ach, es wird schon werden“, und damit komme sie dann ganz gut klar.

Ob sich der Umgang mit Ausländern in den letzten Jahrzehnten geändert habe, könne sie nicht so genau sagen. Zwar habe sich die Situation geändert, beispielsweise gebe es ja die Bezeichnung Gastarbeiter gar nicht mehr und man habe zu einer gewissen Normalität gefunden und bringe die Leute nicht mehr in Baracken unter, aber ob dies nur äußerliche Änderungen seien oder ob sich auch die Einstellung geändert habe, könne sie nicht beurteilen. Für die Gruppe der Finnen hingegen habe sich die Situation allerdings sehr verbessert. Dies merke man auch an der Presse, in der Finnland noch vor zehn Jahren überhaupt kein Thema gewesen sei und nun sehr viel – und fast nur positives – über Finnland geschrieben würde. Dies gehe sogar so weit, dass sie manchmal das Gefühl habe, „also so gut geht es in Finnland auch nicht, das ist irgendwie illusorisch.“

In der finnischen Presse wiederum werde recht viel und recht sachlich über Deutschland berichtet, so Frau Mäkinen. Deutschland sei immer ein Vorbildland gewesen, dies merke man auch heute noch. Und wenn es ihr zuviel sei, eine deutsche Wochenzeitung zu lesen, schaue sie in die finnische Zeitung und bekomme dort einen guten und umfassenden Überblick.

Im Großen und Ganzen decke sich das durch die Berichterstattung geschaffene Deutschlandbild auch mit dem, was der „Durchschnittsfinne“ im Kopf habe. Es gebe zwar eine ältere Generation, die unter den Kriegsgeschehnissen in Nordfinnland gelitten und dies bis heute nicht verwunden habe, aber für die jüngere Generation sei die kein Thema mehr.

Wie sie persönlich ihre weitere Zukunft sieht, könne sie noch nicht abschätzen. Im Moment fühle sie sich wohl, aber, fügt sie nachdenklich an, für die Zukunft habe sie weder den Plan, Deutschland zu verlassen, noch die Absicht, hier zu bleiben, vielmehr lasse sie diese Zeit einfach auf sich zukommen.

Auf die letzte Frage nach einem Wunsch in diesem ganzen Migrationskomplex spricht sie an, dass sie sechs Jahre lang warten musste, ehe sie ihre Dienstalterzulagen bekommen hätte. Sie wünsche sich, dass das Thema Freizügigkeit nicht durch solche Dinge vernebelt würde, betont dabei aber, dass es ihr als Deutsche in Finnland wohl genauso gegangen wäre. Darüber hinaus glaubt sie, dass man als Migrant oder Migrantin einfach akzeptieren können muss, „dass wir, die wir in einem fremden Land leben, nicht irgendwie ein Stück Heimat hier haben können.“ Dies könne man sich vielleicht in seiner privaten Sphäre schaffen, aber man sollte keine zu hohen Erwartungen an das Gastland stellen. Dennoch, ergänzt sie, könne Deutschland mit einem gezielteren Sprachunterricht gerade für ausländische Kinder mehr investieren.

Zusammenfassung

Obwohl die drei Informantinnen zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Lebensjahren und Lebenssituationen nach Deutschland gekommen sind, lassen sich doch einige Parallelen in ihren Berichten finden. Sie alle berichten von der für sie selbst sehr seltsamen Situation, dass sie zwar Ausländerinnen seien, aber in der Öffentlichkeit kaum als solche wahrgenommen werden. Optisch fallen sie nicht als Ausländerinnen auf, alle drei sprechen die Sprache bis auf einen kleinen Akzent fließend und eloquent, haben eine gute Schulbildung und zum Teil eine akademische Ausbildung und einen festen Arbeitsplatz. Die Selbstwahrnehmung der Informantinnen geht jedoch in die Richtung, dass sie sich selbst doch mehr oder weniger mit den anderen Ausländerinnen und Ausländern solidarisieren. Am deutlichsten wird dies bei Frau Miettinen, die sogar zwischenzeitlich Deutschland wieder verlassen hat, unter anderem aus Gründen der empfundenen Ausländerfeindlichkeit. Während die vielfach in Teilen der deutschen Gesellschaft vorhandenen Ressentiments gegenüber Ausländern (s. dazu z. B. Pettigrew 2007) ihr gegenüber zwar nicht konkret formuliert worden seien, habe sie diese dennoch auf sich bezogen. Frau Miettinen berichtet auch darüber, wie schwierig sich für sie eine Identitätsfindung gestaltet habe und bis heute gestalte. Sie weist zwar darauf hin, dass es für Menschen aus anderen Gebieten noch viel schwieriger sein müsse, aber auch sie berichtet von einem langen und schweren Prozess.

Frau Virtanen bemerkt ebenfalls, dass sie manche Stimmen in Deutschland bezüglich Ausländerinnen und Ausländern als übertrieben kritisch ansieht, dies ihr persönlich gegenüber aber nicht geäußert würde, da sie kaum als Ausländerin wahrgenommen werde. Und auch Frau Mäkinen berichtet von der „interessanten Situation“, de facto Ausländerin zu sein, aber nicht als solche wahrgenommen zu werden.

Als weitere Parallele lässt sich ausmachen, dass bei allen drei Informantinnen die Reise nach Deutschland vergleichsweise strukturiert, durchgeplant und ohne großen Druck geschah. Wie Di Toro Mammarella bemerkt,

„Emigration no longer means hauling big trunks to ships, but boarding planes with cellular phones and laptops in the hand baggage“ (Di Toro Mammarella 2008).

Ohne tiefer in eine Theoriedebatte einsteigen zu können, zeigen doch alle drei Interviews, dass die Informantinnen immer noch enge Beziehungen zu ihrem Geburtsland unterhalten, sei es durch häufige Reisen, Kontakte zu Freunden und Familie, Pläne eines zukünftigen „Zweitwohnsitzes“ in Finnland usw. Hier kann wohl eine Einordnung in das Phänomen der „Transnationalen Migration“ vorgenommen werden (s. dazu u. a. Pries 2008; Brettell 2000; Margolis 1995; Glick Schiller et al. 1995; Georges 1990). Dieses Phänomen löst eines der vorher in den Sozialwissenschaften gängigen Paradigmen, das der „Internationalen Migration“, gekennzeichnet durch einen unidirektionalen und einmaligen Wohnortwechsel (Pries 1997), ab bzw. ergänzt dieses. Diese „neue Migration“ (Haug 2000) zeichnet sich dadurch aus, dass die Beteiligten diverse Beziehungen über Grenzen hinweg aufrechterhalten bzw. aufbauen, eine Verbindung zur Herkunftsgesellschaft ebenso wie zur Einreisegesellschaft etablieren und häufig zwischen beiden pendeln (Haug 2000). Wenn Frau Virtanen sagt, dass sie es als Bereicherung empfinde, sich in zwei Gesellschaften zu Hause fühlen zu können, Frau Mäkinen die Entfernung zwischen Finnland und Deutschland als „nicht mehr so groß“ empfindet, oder Frau Miettinen von häufigen Urlaubsreisen in das Herkunftsland erzählt, so ist dies genau das, was transnationale Migration ausmacht (Glick Schiller et al. 1995).

Neben dieser geographisch-räumlichen Seite muss aber auch noch ein unsichtbarer, sozialer Raum in die Ausführungen eingeschlossen werden. Telefonate, Brief- oder Emailwechsel oder auf andere Art und Weise aufrechterhaltene Beziehungen in das Herkunftsland, Konsum von, in diesem Fall finnischen, Medien, all das begründet eine relationale Beziehung jenseits konkreter

Orte und ergänzt rein räumliche Distanzüberwindungen (Apitzsch 2003). Ein wichtiger Punkt in diesem Zusammenhang sind auch soziale Netzwerke am neuen Wohnort. Alle drei Informantinnen berichten über einen finnischen Freundeskreis in Deutschland, den sie neben oder gemischt mit einem deutsch geprägten Freundeskreis unterhalten. Zudem sind alle drei Mitglieder der finnischen Kirchengemeinde in Köln, dies macht zum Beispiel für Frau Virtanen explizit „einen wichtigen Teil ihres Finnisch-seins aus“. Apitzsch bezeichnet beispielsweise diese Kirchengemeinden als „Institutionen biographischer Übergänge“, in denen sich Individuen orientieren und zu einem „Erfahrungskollektiv“ vernetzen. Dieses Erfahrungskollektiv stellt erneut einen sozialen Raum als Ergänzung des geographischen Raums der Kirchengemeinde dar. Daher plädiert sie dafür, „transkulturell“ und „transnational“ nicht nur in Bezug auf geographische Orte, zum Beispiel bestimmte Stadtviertel oder bestimmte Institutionen, anzuwenden, sondern sieht darin eher „eine Relation, die nur in Bezug auf Subjekte einerseits, soziale Prozesse andererseits einen Sinn ergibt“ (ebd.).

Alle drei Informantinnen sind mit ihrem Leben in Deutschland größtenteils zufrieden. Sie äußern keine großen Beschwerden, fühlen sich wohl und bereuen es nicht, den Schritt nach Deutschland gemacht zu haben. Gleichwohl wünschen sie sich eine engere Vernetzung zwischen verschiedenen Staaten, um die Freizügigkeit noch besser zu gewährleisten. Sie betonen, dass sich durch den Beitritt Finnlands zu Europäischen Union bereits einiges verbessert habe, dennoch könne Europa noch näher zusammenwachsen. Frau Miettinens Zukunftswunsch ist am weitesten ausformuliert: ein europäischer Pass mit Geburts- und Lebeland sei doch eine gute Idee für die Zukunft.

Anmerkungen:

Der Autor möchte sich ganz herzlich bei den Informantinnen, ohne die dieser Artikel nicht entstanden wäre, für ihre Freundlichkeit und Offenheit bedanken!

Literatur:

- Apitzsch, U. 2003. Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume, in: Apitzsch, U. & M. Jansen (ed.), *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse*, Münster, 65-80.
- Brettell, C. B. & J. F. Hollifield 2000. *Migration Theory. Talking Across Disciplines*. New York & London.
- Di Toro Mammarella, P. 2008. *Young Generations and New Patterns of Emigration. The Finnish-Italian Case*, Web Report 39, Institute of Migration, Turku.
- Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (ed). 2007. 7. *Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland*. Berlin.
- Georges, E. 1990. *The Making of a Transnational Community: Migration, Development, and Cultural Change in the Dominican Republic*, New York.
- Glick Schiller, N., Basch, L. & C. Szanton Black 1995. From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration, *Anthropological Quarterly*, 68 (1), 48–63.
- Haug, S. 2000. *Klassische und neuere Theorien der Migration*. Arbeitspapiere - Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung Nr. 30, Mannheim.
- Hillmann, F. 2008. Das europäische Migrationssystem. Facetten einer neuen Geographie der Migration, *Geographische Rundschau* 60 (6), 12-20.
- Koivukangas, O. 2005, Connecting Contemporary Migration with the Past, *AEMI Journal* 3, 61-66.
- . 2003. *European Immigration and Integration: Finland*. Paper presented to conference entitled The Challenges of Immigration and Integration in the European Union and Australia, 18-20 February 2003, University of Sydney.
<http://dspace-dev.anu.edu.au/bitstream/1030.58/12626/2/koivukangas1.pdf>
 (zuletzt aufgerufen am 15.02.2009)
- Korkiasaari, J. & I. Söderling (1998). Finland: from a country of emigration into a country of immigration, in: Söderling, I. (ed.), *A changing pattern of migration in Finland and its surroundings*, Helsinki, 7-28.
- Margolis, M. 1995. Transnationalism and Popular Culture: The Case of Brazilian Immigrants in The United States, *Journal of Popular Culture*, 29, 29 – 41.
- Melotti, U. 2006. Migration Policies and Political Cultures in Europe: A Changing Trend, *International Review of Sociology – Revue Internationale de Sociologie*, 16 (2), 191-208.
- Paul, S. 1999. Funktionen der Biographieforschung in der Ethnologie, in: Jüttemann, G. & H. Thomae (ed.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*, Weinheim und Basel, 24-44.
- Peacock, J. L. & D. C. Holland 1993. The Narrated Self. Life Stories in Process, *Ethos* 21 (4), 367-383.
- Pettigrew, T. F. 2007. European Attitudes toward Immigrants, in: Peacock J. L. et al (ed.), *Identity Matters. Ethnic and Sectarian Conflict*, New York & Oxford.
- Pries, L. 2008. Internationale Migration. Einführung in klassische Theorien und neue Erklärungsansätze, *Geographische Rundschau* 60 (6), 4-12.
- . 1997. Neue Migration im transnationalen Raum, in: Pries, L. (ed.). *Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderband 12*, S.15-45.
- Taskinen, S. 2005. From a country of emigration to a country of immigration. Case Study Finland, in: Pflegerl, J. & S. Trnka (ed.), *Migration and the Family in the European Union, ÖIF Schriften* 13, Wien.
- Rahikainen, M. 2007. Anticipating the Globalisation of Labour: Finnish Women as Immigrant and Offshore Labour for the Swedish Economy, *Journal of Ethnic Migration Studies*, 33 (1), 95-112.

- Röttger-Rössler, B. & E. Hermann 2003. *Lebenswege im Spannungsfeld lokaler und globaler Prozesse. Person, Selbst und Emotion in der ethnologischen Biografieforschung*, Münster.
- Schlehe, J. 2008. Formen qualitativer ethnographischer Interviews, in: Beer, B. (ed.) *Methoden ethnologischer Feldforschung*, Berlin, 119-143.
- Spülbeck, S. 1997. *Biographie-Forschung in der Ethnologie*. Kölner Ethnologische Studien Band 25, Hamburg.
- Wanner, P. 2002. *Migration trends in Europe*. European Population Papers Series 7, Strasbourg.
- Wilkman, S. 2005, *Emigration of Finns to Germany and to the United States in the Twenty-First Century – Finnish emigrants as a resource of Finland*, Turku.
- Wolbert, B. 1995. *Der getötete Paß. Rückkehr in die Türkei. Eine ethnologische Migrationsstudie*, Zeithorizonte Bd. 3, Berlin.
- Wolbert, B. 1984. *Migrationsbewältigung: Orientierung und Strategien. Biographisch-interpretative Fallstudien über die „Heirats-Migration“ dreier Türkinnen*, Göttingen.

Internequellen:

www.dfg-koeln.de

Homepage der Deutsch-Finnischen-Gesellschaft Köln e. V.
(zuletzt aufgerufen am 15.02.2009)